

Die Gotik verschwendete keine Edelsteine mehr in früherer Menge auf Buchdeckeln; ihr genügte derbes Leder für die Folianten, feines farbiges Maroquin-, Safian- oder Schafleder für vornehme Arbeiten; hier finden wir nicht selten prächtige, heiße Handpreßungen in Gold, zierlich durchbrochenes Beschläge in Edelmetall; es entstand der „Buchbeutel“ in Samt oder feinem Leder mit Stickereien.

Der Foliant wurde mit der gravierten Punze bearbeitet, erhielt kräftig modellierte Eckbeschläge, gebuckelte Blätter aus Messing oder Silber, zuweilen ein Ornament mit eingesetzten Edelsteinen, Schließen mit langen, hübschen Spangen. In die Mitte des Deckels kam häufig ein Wappenschild oder ein rosettenförmiges Ornament aus Metall. Lederschnitt findet selten Verwendung, häufiger Lederbrand, der mit seinen dunklen Linien sich prächtig von dem satten Rotbraun des Naturkalbleder abhob.

Treffliche Arbeiten finden sich noch häufig an Hauspostillen, Heiligenlegenden, Evangelienbüchern und dergleichen in Museen, Bibliotheken und in altem Familienbesitz. Prachtvolle Arbeiten aus dieser spätgotischen Zeit mit reichen Silberbeschlägen, Email- und Edelsteinarbeit enthält die Wiener Hofbibliothek.

Im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg befindet sich ein Kleinfoliomanuskript von 1380, in Pergamentgebunden, an dem der Rand mit gepreßten Linien eingefast ist, der Grund in „Schrottmannier“ gepunzt, von dem sich die in leichtem Lederschnitt ausgeführten Gestalten des heiligen Augustinus und seiner Mutter Monika ganz brillant abheben. Kleine zierliche Eckbeschläge und Schließen vervollständigen den reizenden Eindruck dieses von selten harmonischer Technik getragenen Objektes.

Wie auf so vielen Gebieten der Gewerbe brachte auch auf dem des Buchbinders die Renaissance eine Umwälzung. Der Buchdruck, der inhaltlich bei einer ganzen Auflage doch gleichmäßig war, weckte bei den Bücherfreunden das Begehren nach aparten, gleichartigen Einbänden. Kurfürst August von Sachsen (1526—1586) war solch ein Bibliophile und sein Berater, Lukas Cranach, förderte diese Neigung. Die Dresdner Hofbibliothek beherbergt köstliche Arbeiten dieser Art. Die deutschen Kleinmeister Aldegrover, Pencz, die Brüder Beham und andere lieferten treffliche Ornamentzeichnungen für die Rollen und Filetten aus Messing und für die Handstempel; diese wurden in stark erwärmten Zustand in das noch weiche Leder oder Pergament eingesetzt, so daß nach der Art und dem Willen des Handwerkers die geschmackvoll auf die Deckelfläche verteilten Gold- oder Blinddruckornamente entstanden. Selbst die Farbe wurde in dieser Zeit zu den Einbänden herangezogen und dienstbar gemacht. Damals zeichnete Peter Flötner seine originellen Mauresken.

Die bayrischen Fürsten legten sich von Herzog Albrecht IV. an, eine ebenso reiche wie künstlerisch gediegene Bücherei bei, für die zum Beispiel Hans Müllich, Bartel Beham und viele andere Meister der Farbe und des Stichels prächtige Einbände entwarfen und der Florentiner Tomaso Majoli ebenso Lieferant war, wie der Franzose Jean Grolier. Leider fanden die Schweden 1632 an diesen Prachtexemplaren Geschmack und nahmen bei ihrem Abzug aus München mit, was sie nur erreichen und fortschaffen konnten. Auch Geoffroy Tory le Gascon, de Thou leisteten Vorzügliches auf dem Gebiete und als der letztere starb, erreichten einzelne Arbeiten aus seinem Nachlasse die selbst in der heutigen Zeit der Preisrekorde sehr erheblichen Beträge von zehn- bis fünfzehntausend Franken. Solch finanzielle Anerkennung blieb den

nicht minder tüchtigen deutschen Meistern, wie einem Kalthöfer versagt.

Kamen in der Renaissanceperiode alle erdenklichen Ornamentmusterungen, wie das geometrisch verschlungene Bandornament des Niello, sogar das lineare der Tauschieretechnik zur Anwendung, so verfiel in der Folge der künstlerische Geist mehr und mehr. Nur hohe Kirchenfürsten, Prälaten und Klosteräbte hielten für ihre Bibliotheken noch einige Zeit an gediegenen Bucheinbänden fest, bis hier die Säkularisation des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit aufräumte.

Die französischen Kurtisanen, wenn sie das Alter drückte, wie eine Maintenon, Pompadour, du Barry usw. flüchteten mit frömmelnder Miene hinter das pomphaft mit Edelsteinen, Metallbeschlägen und in Seide, Samt und Moirée reich gebundene Gebetbuch. Diese Damen verstanden sich darauf, der Welt ein Schnippchen zu schlagen. Sie hatten sich praktikable Gebetbücher erfunden. In den reich mit Perlen, Edelstein und Goldfiligran geschmückten Einband, den noch das Miniaturbild einer koketten Magdalena oder eines aktmäßig durchgeführten Sebastian schmückte, konnte jedes beliebige Buch gleichen Formates eingeschoben werden. Und die „frommen Damen“ lasen dann während einer ihnen langweilig dünkenden Predigt oder sonstiger kirchlichen Handlung ganz gemütlich hinter dem vorgehaltenen Gebetbuche irgend einen recht wenig frommen Roman eines Nerciat, Lafontaine oder Grécourt.

Als dann jenseits der Vogesen die Aristokratinnen und fürstlichen Herzensdamen um einen Kopf kürzer gemacht wurden und ein Straßenmädchen auf dem Altare der Pariser Kathedrale als Göttin der Vernunft installiert wurde, brauchte man da drüben überhaupt kein Gebetbuch mehr, bis der korsische Advokatensohn sein Strafrichteramt antrat.

Doch auch in Deutschland und Österreich trat das Gebetbuch im neunzehnten Jahrhundert immer mehr in den Hintergrund. Die Ausstattung verfiel der Vernachlässigung. Sie verflachte. Der Inhalt selbst wurde mit geringen Ausnahmen banal und durch den Spekulationsgeist von Verlegern sank er zum Massenartikel herab.

Die Großstädterin von heute schämt sich förmlich, ihr Gebetbuch offen zur Kirche zu tragen. Man erfand die täschchenförmigen Gebetbuchenveloppen. Nur auf dem Lande sieht man in den Kirchenstühlen noch manches Exemplar liegen, das trotz seiner Abgegriffenheit Zeugnis von seiner einstigen Schönheit gibt. Es sind dies meist Familienstücke, die in ihren besten Vertretern sogar noch bis ins beginnende achtzehnte Jahrhundert zurückreichen.

Viel zu der Ernüchterung dieses einst vom Kunsthandwerk so hoch entwickelten Erzeugnisses fällt dem Protestantismus zur Last, der sich an seinen schmucklosen, schwarz gebundenen Ritual- und Gesangsbüchern vollauf genügen ließ.

Selten nur stößt man auf eine gediegen und künstlerisch gebundene Schnorrsche oder Dorèsche Bibel, die der Katholik ohnehin nicht ohne Erlaubnis seines Beichtvaters lesen soll.

Der künstlerische Rückgang des Gebet- und Erbauungsbuches ist tief bedauerlich. Vielleicht wäre auf diesem Gebiete ein erfreulicher Umschwung eingetreten, wenn König Ludwig II. von Bayern nicht ein so vorschnelles Ende gefunden hätte. Gab doch dieser feinsinnige Kunstmäzen an Münchener Künstler den Auftrag, ihm ein mit Miniaturen und Initialen geschmücktes Gebetbuch zu schaffen, das, wenn auch modern verfaßt, so doch den besten Erzeugnissen dieser Art aus der fernen frühmittelalterlichen Periode ebenbürtig sein sollte.